

REISE



Zeit ist oft hektisch. Wenn man etwa am Bahnhof in Sofia einen Zug erwischen muss, sehr hungrig ist, es aber keine gemeinsame Sprache mit der Bäckerin gibt. Da ist ein Echtzeitübersetzer praktisch – zum Beispiel der von Google. „Ich hätte gerne eine große Teigtasche“ spricht man ins Handy, hält es über den Tresen – denn bulgarisch *sprechen* kann Google noch nicht –, und dann passiert: nichts. Die Zeit drängt. Mit dem Gerät in der Hand lässt sich nur sehr ungenau deuten. Wir nehmen, was wir kriegen, erwischen den Zug und merken dort: Die App glaubte sich in Armenien. Man muss der erst mal Bescheid geben. Gleich jetzt. Da haben wir keine Zeit für einen illegalen Ticketverkäufer. Wir haben ja auch schon identisch aussehende Tickets und deren kyrillische Botschaften per Fotofunktion übersetzt: Passenger Transport Ltd Sofia, Iwan Vazov Jahre 18 22 1717: 32 1 Kategorie Passengers... „No, no, no.“ Wir brauchen keine weiteren Tickets. Sie werden uns dennoch unter die Nase gehalten, ebenso penetrant, wie wir selbst gerade der Bäckerin das Handy hingestreckt hatten. Echt unhöflich war das! Wir schämen uns und denken über Verbesserungen nach. Und als wir endlich kapierten, dass wir auf reservierten Plätzen sitzen, lassen wir unsere Entschuldigungen lieber nicht von der App übersetzen. Hatte die etwas von Sitzplatznummern auf dem Ticket übersetzt? Nein!

So ergeht es Leuten, deren Freunde angeblich mit Hilfe des Google-Übersetzers schon super Gespräche geführt haben. Die daraufhin im Internet lesen, dass dieses „geniale und mächtige“ Tool ein „unentbehrlicher Reisebegleiter“ sei. Das wollen wir doch mal überprüfen. Wir reisen dazu tief in die bulgarische Pampa, in ein Dorf namens Gorna Lipnitsa, wo die Wahrscheinlichkeit, dass wir eine gemeinsame Sprache mit der fast vollständig pensionierten Bevölkerung finden können, gegen null geht. Wir werden dort auch nichts lesen können, weil wir gar keine kyrillische Schrift können.

Man erwartet uns: Von einem Dutzend Künstler verschiedener Nationalität, die – genau wie wir selbst – von Darina Pawlowa und Dimitar Pawlow zur Oldschoolresidence eingeladen wurden. Alljährlich im August findet sie in der malerisch zerfallenden Dorfschule statt. Dass wir sogleich mit ihnen die App aus-

Wollen Sie beide die Plazenta tauschen?

Mit der Google-Translate-App durch die Tiefen Bulgariens

Von Susanne Berkenbeger



probieren wollen, wird weggelacht. Nur wenn alles andere scheitert. Das ist es, denken wir. Man muss die App als Retter in der Not präsentieren. Am Abend trainieren wir wie Westernhelden das schnelle Zücken der Handys.

In der alten Schule haben wir ein altes Foto von einem Haus gefunden. Perfekt, um eine betagte, vor dem Dorfkiosk sitzende Frau zu fragen, ob sie es kennt. Um eine kommunikative Notsituation zu erzeugen, sprechen wir sie auf Deutsch an. Es klappt, fragend schaut sie auf. Ha! Jetzt ziehen wir das Handy hervor. Sie nimmt es sofort an sich und redet wild darauf ein. Toll! Andererseits – als sie uns das Handy zurückgibt, steht dort lediglich: „jahre 50 jahre kommunismus.“ Wir fühlen uns um einige Nuancen betrogen und bohren nach: „jetzt wie muss ich hin ich muss hier weg“, worauf sie – eine Richtung deutend – entgegnet: „landwirtschaftliche kooperative“ und „der kommissar ist misslich dieser Tage“. „Wie finden Sie diese App“, fragen wir, ihr Gesicht studierend, während sie die Übersetzung liest. Denn spannend ist ja nicht nur, was sie antwortet, sondern fast noch mehr, was wir selbst gefragt haben. War es etwas Unverschämtes? Oder nur etwas komplett Idiotisches? Immer wieder fällt der Name Gerry: „Für Gerry Gerry Sie finden Deutsch Jerry kommen.“

Am Abend kommt tatsächlich Gerry vorbei, eine Frührentnerin vom Bodensee, die vor drei Jahren hierhergezogen ist. Sie spricht gut bulgarisch, von Übersetzungs-Apps hält sie nicht viel. „Geht gar nicht!“, pflichtet eine zweite Deutsche bei. Dagegen berichtet Jason aus Atlanta: Soeben habe er sich mit Hilfe von Google prima mit dem bulgarischen Koch unterhalten. Nur die vielen Pausen seien merkwürdig. Man spreche, kontrolliere, übergebe, warte. Das wirft die Frage auf: Taugt die App nur für einsilbige Männergespräche? Denn Pausen hat es im eigenen Gespräch gar keine gegeben. Nur der Übersetzer pausiert. Eine konkurrierende Idee ist, dass die App besser Englisch als Deutsch könne. Da können wir ihr entgegenkommen.

Wir treffen auf Todor. Er weiß, wohin „Big papa, big display“ und bietet sich als Guide an: „bicycle maybe bicycle yeah yeah yeah yeah.“ Wir folgen zu Fuß: „There were many here many cows we had but no no not forbidden to.“ Todor grüßt zwei gelangweil-

te Security-Leute, die einen heruntergekommenen Maschinenpark bewachen: die ehemalige landwirtschaftliche Kooperative. Im hintersten Eck des weitläufigen Areal zeigt er eine Hausruine. Begeistert fragen wir: „Here is what it is here and here“ Todor antwortet: „If you want, you can shoot them and if you want I can shoot you.“

Später, unter Sternschnuppen liegend, erfahren wir von einem bizarren Kult aus den bulgarischen Clubs: Zu Wucherpreisen kaufen die Leute dort weiße Papierservietten. Je mehr davon einer hochschleudert, umso wichtiger ist er. Eigene Servietten aus dem DM-Markt darf man natürlich nicht mitbringen. Papierservietten? Der App würden wir so etwas Irres niemals glauben. Erfahren wir also mit ihrer Hilfe nur langweiliges, erwartbares Zeug?

Am letzten Tag ist die Dorfbevölkerung in die Schule zum App-Plausch eingeladen. Die Ingenieurin Elka Iwanowa Tzvetkova und Hristia Iwanowa Hristowa sind schon eine Stunde früher da. „Sind Sie hier zur Schule gegangen“, wollen wir wissen. Elka antwortet: „Was bedeutet es, seinen Kampf gegen den Arzt nehmen kann nicht herausfinden.“ „Aha“, sagen wir, denn wir haben etwas verstanden. Nämlich, dass Elka nichts verstanden hat. Juhu! Jetzt kann es losgehen.

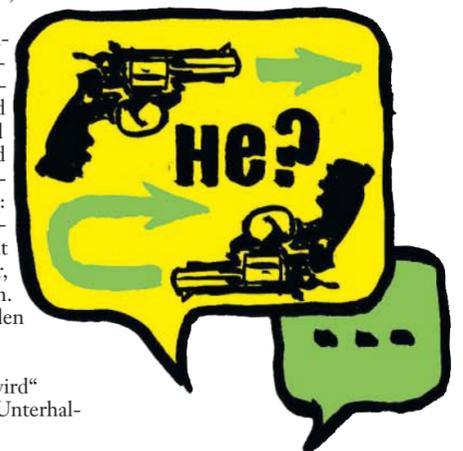
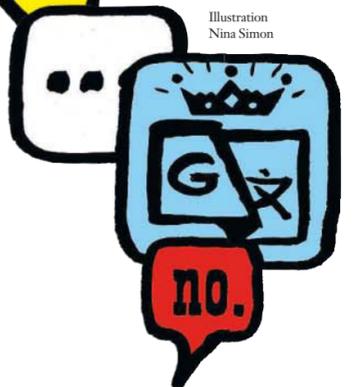
– „Was haben Sie studiert“
– „Materie zu mir, was gelehrt wird“
– „Gefällt Ihnen diese Art der Unterhaltung“

– „Ich liebe es“
– „Wirklich“, fragen wir verdutzt und malen das immerzu fehlende Fragezeichen in die Luft. Elka sagt: „Etwas anderes, das keine Verbindung hat Sie Recht, wählen“.

Wir können mit immer ausgefuchsteren Achselzuck-Sitzstänzen signalisieren, dass wir vielleicht etwas verstehen, vielleicht aber auch nicht. Frage: „Wollen Sie noch etwas von mir wissen?“ Und da ist er, der Flow: Sie sagt: „ja“. Wir: „was?“. Sie wieder: „Ich wollte etwas fragen“. Antwort: „Fragen Sie“. Google übersetzt anstandslos. Ist das die Art von Gesprächen, die Männer führen? Elka fragt: „wie Sie sich fühlen auf dem Gebiet des Dorfes Gorna Lipnitsa“. „Sehr, sehr gut gefällt es mir“, glaubt man zu antworten.

Fortsetzung auf Seite 66

Illustration
Nina Simon



FORTSETZUNG VON SEITE 65

App nach Bulgarien

Tatsächlich aber sagt man: „wehe, wehe gut gefällt es mir hier“. „Alles hier liest es Gurko“, versteht Elka und antwortet: „TARDIS, der Türkei“. Ein Irrsinn, über den man am besten einfach lacht.

Überhaupt lachen wir ziemlich viel. Das schweißst zusammen. Hristia, ihre Begleiterin, mischt sich mit einer Bemerkung über Keilriemen ins Gespräch. Fast hätten wir sie gefragt: „Wollen Sie beide die Plazenta tauschen?“ Man muss deutlicher sprechen: „Plä – tze“. Was ist jetzt mit den Keilriemen? „Nein ich hab' nichts gesagt über Gürtel.“ Nach gut zwanzig Minuten fällt zum ersten Mal das Wort „Software“. Hristia wirkt dabei etwas unwirsch. Ist sie sauer auf die App? „Übersetzer geheilt“, sagt sie und lacht. Das Gespräch wird umso lebhafter, je weniger man versteht. Plötzlich, ein bekannter Name: „Todor“!? „Sie sprechen über Todor“!? Wir ernten Gelächter. Gibt es da einen Dorftratsch, der Todor und einen selbst zum Gegenstand hat? „Häschen-Dora“ heißt es auf Nachfrage, worauf wir es – etwas gewagt – mit einer Redewendung versuchen: „Sie nehmen mich wohl auf den Arm.“ Die Ekstase steigt: „Wie Hand eine große Sache große Sache.“ Wir geraten in wirtschaftspolitische Zusammenhänge, die sich immer wieder um Beton, Merkel und Software drehen. „Können sie nochmal wiederholen den Zusammenhang zwischen“. Hristia ist amüsiert.

Die Bulgaren hätten eine bessere Übersetzungssoftware, glauben wir zu verstehen. „Software, Software...“ Wir kapieren es einfach nicht, sagen: „Hoffentlich hatten Sie Spaß.“ „Sehr lustig“, sagt Elka. „Wegen der schwachen Software“, ergänzt Hristia. Dass sie nur wissen wollten, wie sie sich diese Software besorgen können, wird uns erst klar, als wir gemeinsam die App auf ihre Handys runterladen. Damit, wie Hristia google-übersetzt sagt, „wir immer reden, damit wir immer wie Narren reden ging tell drei wie Three Stooges.“ Noch Fragen?

Das geht aufs Haus!

Seit 65 Jahren schenkt die niederländische Fluglinie KLM ihren Premium-Passagieren mit Gin gefüllte Porzellanhäuschen. Daraus hat sich ein Kult ganz eigener Art entwickelt

Sogar der niederländische König Willem-Alexander ist der Sammelleidenschaft erlegen. Der Monarch hat ohnehin besondere Beziehungen zur nationalen Fluggesellschaft KLM, das ist spätestens klar, seit kürzlich bekannt wurde, dass der auch als Pilot ausgebildete Regent jahrelang inkognito im Cockpit von Linienflügen als Erster Offizier Dienst tat.

Neben den Reichtümern, über die Royals üblicherweise gebieten, nennt Willem-Alexander aber auch Statussymbole sein eigen, die vor allem bei seinen Untertanen, den Holländern, aber auch Zehntausenden von Sammlern in aller Welt sehr gut ankommen: Willem-Alexander besitzt sechs komplette Sätze aller bisher 98 Miniaturen aus Delfter Porzellan plus Sondermodellen. Seit 1952 lässt KLM historisch bedeutsame holländische Häuser nachbilden und die maximal 5,5 mal zehn Zentimeter großen Modelle mit Genever, holländischem Gin, füllen. „Der König hat es selbst vor kurzem öffentlich bestätigt“, freut sich Harm Kreulen, Direktor Niederlande bei KLM. „Man sollte denken eine komplette Serie wäre genug“, sagt Journalistin Yteke de Jong aus Amsterdam – aber nicht für den König. „Ich habe viele holländische Wirtschaftskapitäne zu Hause besucht – viele von ihnen haben eine solch komplette Sammlung in ihren Arbeitszimmern“, so de Jong. Eine oder mehrere eindrucksvolle Reihen

mit Häuschen machen sich äußerst dekorativ auf dem Kaminsims oder hinter dem Schreibtisch. Und sind ein Hinweis auf die Weltläufigkeit seines Besitzers, offensichtlich Vielflieger, Businessclass. „Die meisten Sammler gibt es neben den Niederlanden in den Vereinigten Staaten“, weiß Harm Kreulen.

Die kleinen schnapsgefüllten Häuschen gibt es nur, wenn man tatsächlich mit KLM in der vorderen Klasse Langstrecke fliegt. Selbst Literaturnobelpreisträger Gabriel García Márquez hatte Pech, als er eine komplette Sammlung im Gegenzug für einen Artikel im KLM-Bordmagazin erbat. „Dass man sie offiziell nicht kaufen kann, macht ihnen besonderen Reiz aus, ich glaube, er basiert auch auf der Tatsache, dass Männer genau wie kleine Jungs gern Sammlungen aufbauen“, sagt de Jong. Dabei ist der Genever eher eine abstrakte Größe, denn niemand, der bei Verstand ist, würde es je wagen, das Siegel aufzubrechen und den Korken zu entfernen. „Ein Haus verliert damit sofort seinen Wert“, bestätigt Harm Kreulen. Die emotionale Beziehung, die die begehrten Häuschen zum Premium-Kunden schaffen, sind der Traum jeder Marketingabteilung. Aber weil die reale Geschichte ihrer Entstehung so authentisch ist, wirkt das nicht mal wie platte Werbung.

Sie beginnt 1952. Damals war der weltweite Flugverkehr streng reguliert, und es war genauestens in den Statuten des



damaligen IATA-Kartells geregelt, welche Dinge die Fluggesellschaften ihren Passagieren in welcher Klasse zu welchem Tarif offerieren durften, bis hin zur Cocktaillirsche auf dem Drink. Ein völliges Einheitsprodukt drohte, und die Airlines versuchten Wege zu finden, sich dennoch zu differenzieren. Geregelt war damals auch, dass Geschenke an Passagiere einen Wert von maximal 75 US-Cent nicht überschreiten durften. KLM umging dies, indem sie ihren Passagieren in der damaligen Royal (First) Class einen Schnaps ausgab – oder besser gesagt mitgab, in einem „Fläschchen“ in Form eines Porzellanhauses. Das schmeckte den Mitbewerbern gar nicht, sie zogen sogar vor Gericht. KLM argumentierte: „Wir haben das Recht, unseren Passagieren gratis Getränke auszugeben, und wo gibt es ein Gesetz, das uns zwingt, diese im Glas zu servieren?“ KLM gewann und begann, neue Häuschen aufzulegen. Bis 1964 gab es bereits 20, 1970 waren es 45 und bis 1993 insgesamt 60. Alle Modelle von Anfang an werden bis heute weiter produziert und gemeinsam mit neueren Ausgaben an die Passagiere verteilt. 1994 feierte KLM, die älteste immer noch aktive Linienfluggesellschaft, ihren 75. Geburtstag, passend dazu wurde die Zahl der Häuser auf 75 aufgestockt. Seitdem wird der 7. Oktober in den Niederlanden von vielen Sammlern freudig erwartet, denn am Geburtstag der Air-

line erscheint ein neues Haus. „Huisje“ Nummer 98 wurde dieses Jahr in einer Kirche der Stadt Haarlem vom KLM-Chef Pieter Elbers mit dem Bürgermeister und Ehrengästen präsentiert. Es stellt das Haus der Familie Fokker von 1791 dar, das Elternhaus des späteren Flugzeugkonstruktors Anthony Fokker. „Jedes Jahr gehen viele Vorschläge ein von Kunden, Sammlern und anderen Interessierten, welches Haus dieses Jahr drankommen sollte“, sagt Harm Kreulen. Etwa ein halbes Jahr vor der Präsentation fällt der KLM-Chef die Entscheidung. Nummer 98 war leicht, denn im Oktober stellte KLM ihr letztes Fokker-Flugzeug außer Dienst.

Heute werden die Miniaturen nicht mehr hinter dem Deich in Holland gefertigt, sondern in Fernost, über eine Million im Jahr, bevor sie von Bols befüllt, verkorkt, versiegelt und an Bord genommen werden. Auch die Bols-Destillerie stand schon einmal Modell für ein Haus, genau wie die Heineken-Brauerei, am beliebtesten sind Besuchermagneten wie das Anne-Frank- oder das Rembrandt-Haus. Immer wieder gibt es Sondereditionen, etwa den Königspalast und die Käsewaage von Gouda. Beide wurden in den 1970er und 1980er Jahren exklusiv an Hochzeitspaare ausgegeben, die mit KLM in die Flitterwochen flogen, heute sind sie nur über private Online-Portale zu erwerben für jeweils 250 Euro, während die auf 2000 Stück limitierte Son-

Hochprozentiges hinter der Fassade: Sammelobjekt aus der Businessclass

Foto aspa

derausgabe zur Krönung König Willem-Alexanders 2013 immerhin 400 Euro kostet. Am begehrtesten sind Extra-Anfertigungen wie die Großversion des Königspalastes (50 Zentimeter breit, 27 hoch), die einmal pro Jahr dem Gewinner des KLM Open-Golfturniers verliehen wird (einmal für 7500 Euro versteigert). Das Modell Nummer 8, den Königspalast Het Loo, bekommen nur Mega-Vielflieger, die zehn Jahre lang mindestens 60 Mal pro Jahr Businessclass geflogen sind. Obwohl sie angeblich nie angeboten wurden, liegt der Schätzwert dieser Palastmodelle bei 16 000 Euro, gewöhnliche Häuschen gibt es bereits ab 12,50 Euro im Online-Handel.

Vor allem aber überlegen sich Häuschensammler immer neue Tricks, wie sie in den Besitz begehrter Objekte kommen. An Bord ist immer eine Auswahl an Modellen vorhanden, wobei kurz nach der Neuausgabe jeweils im Oktober vor allem das neueste Haus beladen wird, das alle haben wollen. KLM schürt die Sammelleidenschaft noch mit einer eigenen Häuschen-App und verschiedenen Sammlerbüchern. Sich an Bord mit den Flugbegleitern gut zu stellen, kann jedenfalls nie schaden, um so eventuell als Erster nach Ende des Menüservice auf das Tablett mit den Objekten der Begehrde greifen zu dürfen. Oder, mindestens so gut, ein zweites Häuschen abzustauben von Mitfliegern, die auf das ihnen zustehende keinen Wert legen. Dabei macht es einem die Airline so leicht, sogar versiegelbare Mini-Plastikbeutel für Umsteiger liegen bereit. Und für Flugziele etwa im Nahen Osten, wo die Alkoholzugabe zollrechtlich nicht gestattet ist, gibt es eigens leere Häuschen, etwa 100 000 pro Jahr bleiben ungefüllt. „Die Leute fliegen zwar nicht explizit wegen der Häuschen mit KLM, aber bei manchen ist es fast schon so“, sagt Harm Kreulen und grinst. Und der Hype wird vermutlich noch größer, zumindest bis zur Ausgabe des 100. Häuschens zum Hundertsten der Fluglinie 2019. ANDREAS SPAETH

www.klm-huisjes.nl